

erschient mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich.

Pränumerationspreis: in loco: Ganzjährig 10 fl. - fr. Halbjährig 5 " - fr. Vierteljährig 2 " 50 " Monatlich 85 "

Mit Postverendung im Inland: Ganzjährig 7 fl. - fr. Vierteljährig 3 " 50 "

im Ausland: Ganzjährig 9 fl. - fr. Vierteljährig 4 " 50 "

aus die Abnahme veranlassen: Adolf Reissenberger.

Wiederholte werden nicht zugedacht; unzuständige Briefe nicht angenommen.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Szas-Regen bei Herrn A. Dangel, Kaufmann; in Gasse bei Herrn J. F. Leonhardt, Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn Jos. Wagner, Kaufmann; in Wien bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Uditz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kraszab bei Herrn Melarich Zeiner, Buchhändler; in loco, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ecke der Burggasse, woselbst die Abonnements-Verträge franco erbeten werden.

Hermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Verkauf: werden in der Administration dieses Blattes (Wintergasse 9) angenommen; fernere bei den Annoncen-Expeditoren: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger; in Wien: A. Oppelik, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukas, M. Stern, H. Schallek, J. Danneberg, in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Danneberg & Co.

Aus ungarischen Blättern.

Unter der Ueberschrift: „Die Sachsen kritisieren“ (A szászok kritizálnak) leitet artikel „Elenzék!“ wie folgt:

„Wenn gewisse Organe der Presse Ausdruck zu verleihen pflegen der öffentlichen Stimmung, die in den Kreisen, deren Interessen sie vertreten, herrscht, dann erweist das Kronstädter Blatt der Sachsen einen schlechten Dienst. Denn, die es erhalten; das Blatt beleuchtet überaus sonderbarem Gesichtspunkt die Denkweise derer, die es unterstützen und in deren Namen es das Wort ergreift.

„Obgleich unser Ermessen die Stimme der Kronstädter sächsischen Zeitung nicht als die der Sachsen angesehen werden kann und das, was der Redacteur in den Spalten dieses Blattes abdrucken läßt, nicht die allgemeine Ansicht der Sachsen documentirt, müssen wir dennoch ernstlicher Beachtung würdigen diesen jüngsten Schmerzensschrei der Sachsen und uns schon ein wenig ernstlich damit beschäftigen.

„Unter den auf dem Gebiete Ungarns wohnenden 16 Millionen Seelen gibt es ein Volkselement, welches 200.000 Seelen zählt. Der Nationalität nach sind sie Sachsen und haben die übliche Gewohnheit, daß sie gegen den einseitlichen Willen, also gegen 16 Millionen Menschen, den Willen von 200.000 Seelen als zählenden Factor anerkannt wissen wollen.

„Sie brüsten sich mit ihrer Treue gegen den Herrscher, fallen aber im Geheimen über die Verfassung her, reizen gegen die Staatsidee auf, leugnen die Gültigkeit des einseitlichen Staatswillens und erfanden neuerdings die Kunst, die Enunciationen des Königs einer Kritik zu unterziehen.

„Die Antwort, welche der König in Klausenburg der von Herrn Deutsch geführten Deputation ertheilte, hat einen empfindlichen Eindruck auf sie gemacht.

„Eines ihrer Sprachrohre, das Kronstädter sächsische Blatt, erörtert offen das Recht, daß sie competent seien, des Königs Worte zu kritisieren; umso mehr, weil in einem constitutionellen Staate (es ist noch ein Wunder, daß sie Ungarn als solchen anerkennen) das, was der Herrscher sagt, eigentlich die Regierung sagt; das könne aber mit vollem Rechte zum Gegenstande öffentlicher Discussion gemacht werden.

„In den Erklärungen des Königs erkennen sie nicht die Aeußerung des persönlichen Willens des Staatsoberhauptes. Was der König ihnen sagte, enthält nicht die eigenen Anschauungen des Königs, sondern die offizielle Auffassung der Regierung. Dazu haben sie also auch ein Wortchen mitzuführen.

„Nun räumen wir den Sachsen ein, daß diese ihre Auffassung auf Grund einer gewissen diplomatischen falschen Argumentation den Schein der Gründlichkeit für sich hat, dafür mögen sie aber auch uns gestatten, daß wir, wenn von der rechtlichen Natur der Worte des Königs die Rede ist, das Staatsoberhaupt, als den ersten Repräsentanten der höchsten Machtinteressen, nicht von den anderen constitutionellen Organismen der Staatsverwaltung absondern und — Umgang nehmend von der fehlerhaften Auffassung — bei der meritorischen Würdigung der Enunciationen des Königs bleiben.

„Was verlangen denn die Sachsen? „Daß vielleich in einem Staate mit 16 Millionen Menschen für jede — wenn auch nur 200.000 Seelen zählende — Nationalität besondere Gesetze gebracht, für jedes Specialinteresse spezielle Organismen geschaffen werden, innerhalb deren Rahmen alle wie immer gearteten nationalen Ansprüche ihre Befriedigung finden, und nur der einseitliche Wille des Staates keine Geltung haben soll? „Nun, so mögen sie doch zeigen, wie der ungarische Staat ausfallen würde, und in welcher Weise im Rahmen des obersten Organismus die staatliche Entwicklung gefördert werden könnte, wenn jede kleinere

Nationalität eine nach eigenen Normen geschaffene Staatsordnung für sich in Anspruch nehmen würde.

„Könnten in solchem Falle für sie gerettet werden alle jene Bedingungen des Vereinsrechtes, der Religionsübung, des Rechtschutzes und der culturellen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung, welche im Rahmen der so oft verurtheilten staatlichen Ordnung mit den erforderlichen Bürgschaften geboten werden können?

„Nicht deshalb kann der ungarische Staat getadelt werden, weil er den einseitlichen Willen in allen Zweigen des staatlichen Lebens zur Geltung zu bringen bemüht ist, sondern deswegen, weil er dieses Werk aus lauter unbegründeter Duldbarkeit und Großmuth bis in die neueste Zeit verzögerte, durch verschobene Maßregeln die Masse der Unzufriedenen sich auf den Hals hegte und nun, um die alten Fehler auszugleichen, in seiner Eile eine größere Energie entfaltet, als an welche beispielsweise die Sachsen bisher gewohnt waren.

„Was der König ihnen sagte, ist nicht bloß ein officieller Act der Regierung, sondern auch die selbstige Ansicht der Majestät als Staatsoberhauptes. Wenn also die Sachsen ihre Treue und ihr Vertrauen zum Herrscher wirklich hochhalten, dann mögen sie auch darin Vertrauen setzen, daß das, was der König sagt, auch des Königs Wort ist, welches als solches über den Unzulänglichkeiten haarpaltrischer Kritik steht, insbesondere aber über Verdächtigungen, mit welchen die Aufrichtigkeit der Worte des Königs von dem Blatte der Sachsen angegriffen wird.

„Wenn daher der König sagt, daß das sächsische Volk und seine Kirche die gesetzlich gewährleisteten Rechte ungehörig genießt, dann sollen die Sachsen nicht an der guten Information des Herrschers zweifeln, sondern sich den Verhältnissen anbequemen und so handeln, daß zwischen ihren Thaten und dem Willen des Regenten der Accord hergestellt werde, denn der König spricht nicht ohne Grund und spricht überhaupt nicht zu dem Zweck, damit gegen ihn die Waffen der Kritik hervorgeholt werden, sondern daß sie seinen Willen mit Befriedigung verstehen und sich darnach richten.

„Wir begreifen recht wohl, daß den Sachsen die Einmischung des ungarischen Staates beispielsweise in die Rechte ihrer Kirche nicht gefällt, obgleich wir keineswegs anerkennen können, daß eine solche Ingerenz vom Standpunkte der Staatlichkeit unter denselben Gesichtspunkt, wie die Rechtsconfiscation fallen könne; das aber leuchtet uns absolut nicht ein, daß der Staat sich incompetentweise in ihre Rechte einmengt, wenn er die weitgehenden Rechte auf ihr Maß reduciren will, welche die Nationalitäten und Confessionen unter kraftlosen Regierungen an sich geriffen haben.

„Die Sachsen müssen früher oder später zur Einsicht gelangen, daß ein eigener Staat zum Schutze weder kirchlicher, noch bürgerlicher Rechte im Staate haltbar ist, und wenn die berufenen Factoren des Staates unter Beobachtung der constitutionellen Form Gesetze schaffen zur allgemeinen Vertheidigung der Staatsbürger, zum Schutze der constitutionellen und gemeinrechtlichen Interessen, so kann dieses Bestreben nicht zur Verletzung der Nationalitäten und Confessionen führen und die Sachsen haben ebensoviele Ursache zu Schmerzensschreien, wie der Malache, Slovake oder Serbe, welche Elemente, solange sie auf dem Territorium dieses Vaterlandes und unter dem Schutze des Staates leben, kein Recht haben, in der constitutionellen Freiheit und den Acten der mit der Ausübung der Macht bekleideten gesetzlichen Regierung ein leiblich auf ihre Unterdrückung gerichtetes Bestreben zu erblicken.

„Thatsache ist, daß, wenn der Staat im Interesse der allgemeinen Entwicklung etwas für nothwendig erachtet und das Staatsoberhaupt es sanctionirt, in diesen Acten der Herrscher von den andern Machtfactoren nicht getrennt werden kann, ebenso in den Worten des Königs nicht der officielle Wille der Regierung, sondern die persönliche Uebersetzung des Regenten zu erblicken ist; gerade die Sachsen haben aber

die wenigste Ursache, diese Uebersetzung in ungebührlicher Weise zu verdächtigen.

„Von den Sachsen erwarten wir dem vom König ausgesprochenen Willen angemessene Thaten, nicht aber eine unbedingte Kritik, wie sie Völker, welche dem Herrscher in Treue und Vertrauen ergeben sind, nur in Momenten des Selbstvergeßens zu gebrauchen pflegen; wir aber sehen von den Sachsen voraus, daß sie den Ruf, in einen solchen Zustand zu gerathen, ebenso von sich weisen, wie sie uns nicht in die Zwangslage versetzen wollen, daß wir das Brücken mit ihrer bisherigen Loyalität und ihre gegen den König gerichtete Kritik als jeder ernstlichen Bedeutung baar brandmarken sollen.

„Der König hat deutlich gesagt, was ihre Pflicht ist. Eine deutliche Haltung erwarten auch wir von ihnen, doch erheben wir Protest gegen jede incompetent Kritik, und zwar wegen friedlicher Entwicklung und im Interesse guten Einvernehmens.“

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 10. October.

Die altgeschichtlichen Organe bringen zur Widerlegung der jugoslawischen Agitation an der Spitze der Blätter folgende Enunciation: „Da wir die Ansichten der hervorragenden Mitglieder des böhmischen Abgeordneten-Clubs kennen, sind wir in der Lage, mitzutheilen, daß die Abgeordneten entschlossen sind, mit aller Entschiedenheit dafür einzutreten, daß das Unrecht, welches dem böhmischen Volke in seinem Schulwesen zugefügt wird, gutgemacht werde.“ Da sie dafür halten, daß sie in ihrer gerechten Sache die Unterstützung aller Mitglieder der Rechte erwarten können, werden sie vor dem Zerfalle mit dem Ministerium nicht zurückweichen, wenn es die Ehre und der Vortheil des böhmischen Volkes erfordern würden.

Ein „Eingefendet“ der Jungezechen in den „Narodni Listy“ besagt dagegen: Das Zechenvolk werde mit seiner Wahl beweisen, daß es schon genug sei der heillosen Slavery, daß es erproben will, wie es wiederum gehen wird, wenn es nach dem Beispiele seiner ruhmreichen Väter mit holzer Steine sich dem Feinde entgegenstellt und den vernehteten Regierungsklaxaien in die Seele hineinbrannt: „Bakt euch!“ Daneben entwickelt Graf Lazaneky in einem „Eingefendet“ sein radikales Jungezechen-Programm. Gleich der allgemeinen Wehrpflicht müsse auch das allgemeine Stimmrecht zur Geltung kommen. Die Curien seien zu beseitigen etc.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ feiert in warmen Worten die Zukunftskunst Crispis mit dem Reichskanzler als neuen Beweis der alterproben, unter den beiderseitigen Herrschern und Völkern bestehenden Freundschaft und ihrer friedlichen Beziehungen. Der Besuch Crispis habe die volle Uebereinstimmung beider Staatsmänner in der Entschlossenheit ergeben, im Vereine mit Desterreich Ungarn den Frieden zu erhalten, einen europäischen Krieg nach Möglichkeit zu verhindern und im Falle der Nothwendigkeit gemeinsam abzuwehren. Diese Aufgabe sei keiner schwebenden Detailfrage untergeordnet und auch nicht der Ausflüß vorübergehender persönlicher Stimmungen, sondern das Ergebnis der Gesamtinteressen beider Völker, welche gewillt sind, nach Herstellung ihrer nationalen Einheit sich der Pflege der damit erlangenen Güter zu widmen. Der friedliebende Bürger, der jedes neue Pfand zur Bekräftigung des Friedens freudig begrüßt, werde, wie auf den Besuch Kalnoky's, auch auf den Besuch Crispis's mit Genugthuung hinblicken; diejenigen ausländischen Stimmen, welche ihr Mißfallen über den Besuch ausdrückten, zeigten, daß sie nicht der großen Mehrheit der europäischen Bevölkerungen angehörten, welche

in irgend einer Weise verkehrt hat. Bis dahin behalte ich mir eine definitive Entscheidung vor!“

Der Ton seiner Stimme sagte Eleonore, daß die Unterredung beendet sei. Doch sie hatte noch Vieles auf dem Herzen, was sie bedrückte und wovon sie sich frei machen wollte; indeß ein Blick in das starre Gesicht des Freiherrn ließ sie verstummen. Sie verbeugte sich, verließ sie wortlos das Zimmer.

Der Freiherr stand noch lange regungslos, nachdem die seidenen Vorhänge hinter ihr zusammengerauscht waren. Auf seiner Stirn lagerte eine drohende Wolke. Der Kampf, den er trotz des Widerstandes, welchen sein Sohn ihm gezeigt, auf die eine oder andere Weise beendet glaubt, erst jetzt hatte er seinen Anfang genommen und zwar mit einer Heftigkeit, welche dem künftlichen Trost fremd gewesen war, den die kleine Reichsgräfin ihm vor etwas mehr als einem halben Duzend Jahren entgegengesetzt hatte. Umsonst fragte er sich, was diesen plötzlichen Wandel in ihrem Wesen bewirkt haben könnte; keine Antwort fand er.

Jener räthselhafte Spaziergang im Park mußte mit dem Wechsel in Eleonore's Stimmung im engsten Zusammenhang stehen, aber — was hatte sie bewogen, ihn zu unternehmen?

Stunden waren vergangen. Der Freiherr durchwanderte noch immer in höchster Aufregung sein Zimmer. Wiederholt hatte er sich auf einen Sessel niedergelassen, aber es war, als ob die Unthätigkeit die innere Unruhe noch steigerte. Drohende Zorneswolken verfinsterten seine Stirn. Sie galten dem Sohne, der seinen Plan zerstört, dem Mädchen, das sich gegen seinen Willen aufgelehnt; sie galten dem Geschick der eigenen Ohnmacht, dem Schicksal gegenüber.

Der Freiherr verheißte es sich nicht, daß es ihm eines Tages nicht schwer geworden wäre, die Dornes'schen Reichthümer an sich zu bringen, aber Niemand sollte es jemals wagen dürfen, seine Ehre anzugreifen. Er hatte seine Pflichten der Waise gegenüber erfüllt, doch ohne sein Ziel nur einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren. Schritt um Schritt hatte er vorwärts gethan, unablässig den Erfolg seiner Bemühungen vor

Heuiletton.

Ein Stein im Wege.

Novelle von F. Lind. (2. Fortsetzung.)

„Sie haben besprochen, Daniel!“ begann Eleonore die Unterhaltung in gleichmüthigem Tone.

„Meiner lieben Nichte gegenüber werde ich hoffentlich niemals in die Lage kommen, Befehle auszusprechen zu müssen,“ sagte der Freiherr, sich noch unter dem Eindruck einer Art Befangenheit die Hände reibend. „Aber ich habe Wünsche, Nora und — und vor allen Dingen, — ich bin bestürzt, du hast einen Conflict mit Mistreß Grey gehabt?“

Die Hände der jungen Reichsgräfin zitterten nervös und ein Hauch von Röthe färbte ihre Wangen, aber sie erschienen dennoch vollkommen ruhig.

„Einen Conflict, Daniel?“ fragte sie nachlässig. „Was versteht Mistreß Grey unter einem solchen? Sie behauptet, ich sei krank und pflegebedürftig. Ich habe das entschieden in Abrede gestellt und mich geweigert, länger diese verweidlichende Art von Erziehung zu ertragen. Die Dame könnte entlassen werden, sie ist nicht mit den Jahren vorgeschritten und will absolut nicht begreifen, daß ich kein Kind mehr, sondern ein sechszehnjähriges Mädchen, die Reichsgräfin von Dornes bin, die nachgerade anfangen darf, hier und da auf Einmischung der Lehrerin zu verzichten!“

Sie hatte den Freiherrn fest und trotzig angesehen, — fest und trotzig Klang auch ihre Stimme, die den foragewandten Weltmann vorübergehend vollständig verwirrte. Er war entschlossen gewesen, seiner Nichte wegen ihres ungebührlichen Betragens, der Erzieherin und dem Pfarrer gegenüber, Vorstellungen zu machen; nun verwandelte sie sich in die Anklägerin und —

„Ich hoffe, Daniel,“ fuhr Eleonore, ehe er noch Worte fand, fort, „Sie werden meine Wünsche berücksichtigen, denn ich bin nun einmal

entschlossen, Mistreß Grey ihrer Dienste zu überheben und es würde nichts dabei herauskommen, wenn man mich etwa zwingen wollte, ferner ihre Gesellschaft zu dulden.“

Der Freiherr biß sich auf die Unterlippe. Sein Zorn war erwacht und er schloß sich kaum im Stande, ihn zu verbergen.

„Wir wollen es abwarten,“ versetzte er, indem er vergebens bemüht war, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. „Ich versichere dich, daß auch ich das nächste Durchstreifen des Parkes von meiner Nichte nicht billigen kann!“

Das Roth ihrer Wangen verdankte sich.

„Ich würde jene Stunde zu einem einsamen Spaziergang nicht gewählt haben, wenn man mir am Tage zu einem solchen Zeit gelassen hätte. Mistreß Grey verfolgt mich auf Schritt und Tritt, wie mein Schatten. Ueberall tritt sie meinen Wünschen entgegen; sie entreißt mir den kühlen Trunk, wenn ich dem Verschmachten nahe bin; sie nimmt mir die Speise, die ich liebe, unter dem Vorgeben, sie könne mir schaden; sie quält mich mit Mitteln gegen allerlei Krankheiten, von welchen mich niemals auch nur eine einzige behelligte. Warum?“

Sie blickte den Freiherrn mit durchbohrendem Ausdruck an, ein verächtliches Lächeln verunstaltete ihren Mund.

„Sie beantworten mir meine Frage nicht, Daniel; es ist auch nicht nothwendig. Ich habe Ihnen meine Bitte vorgebracht und rechne bestimmt auf die Erfüllung derselben. Sie können nicht wollen, daß die Reichsgräfin von Dornes länger die für ein Mädchen ihres Alters und Standes beschämende Rolle eines gebrechlichen Kindes spielt.“

Nun endlich hatte der Freiherr seine Fassung wiedergesunden. Die Uebersetzung, daß hier ein einziges, unbesonnenes Wort von seiner Seite schwerwiegende Folgen nach sich ziehen könnte, verließ ihm die Kraft, seinen Zorn zu mäßigen. Er trat an Eleonore heran.

„Du wirst von mir keine Uebereilung verlangen, Nora. Offenbar bist du in einer ganz aufgereizten Stimmung. Es ist irgend Etwas geschehen, wovon ich bislang Nichts erfahren habe. Ich verspreche dir eine sorgfältige Untersuchung, ob Mistreß Grey ihre Pflichten dir gegenüber



während er mit der linken den Hut hielt. Aber der Künstler, dessen schnelle Hände starke Spuren der Arbeit zeigten, wollte aus diesem Grunde die Hand nicht berühren und verbarg seine Hände hinter dem Rücken. Der edle Prinz jedoch versuchte wiederholt, die Hand des Künstlers zu erfassen, immer unbedecktes Hauptes. Mit mir waren verschiedene Kunden des Geschäftes zugegen und auf uns Alle machte dieser edle Zug einen angenehmen Eindruck.

(Mutterliebe.) Aus La Chambre im südlichen Frankreich wird folgender rührende Zug von Mutterliebe gemeldet: In der letzten Zeit erfuhren die frielischen Landbewohner der Umgegend zu ihrem geringen Schreck, daß ein junger Schäfer im Alter von zwölf Jahren auf dem Hochgebirge, wohin alljährlich im Herbst die Herden getrieben werden, von einem Bären zerrissen worden sei. Sofort wurde die ganze Gegend alarmirt und an hundert wohlbewaffnete Bauern zogen aus, um die gefährliche Bestie aufzuluchen — an der Spitze des Zuges marschirte die Mutter des unglücklichen Knaben. Als die Nacht angebrochen war, beschloßen die Bauern, da die Suche vergeblich gewesen, heimzukehren, als sie bei der Zählung der Schaar entdeckten, daß die Mutter, die bisher immer an der Spitze des Zuges gewesen, fehlte. Sie glaubten, sie habe sich verirrt und riefen nach allen Richtungen ihren Namen. Da dies vergeblich war, beschloß man ein großes Feuer anzuzünden und im Gebirge zu übermachten. Als der Morgen anbrach, setzte sich die Schaar neuerdings in Bewegung und nach stundenlangem Suchen fand man die vermisste Frau in dem Gebüsch, bluten, ohnmächtig, mit zerfleischten Armen und zahlreichen Wunden. Die Bauern eilten hinzu, aber wer beschreibt ihren Schrecken, als sie neben der Ohnmächtigen den großen Bären erblickten, mit dem die Frau sich in einem Kampfe eingelassen und den sie schließlich mit einem Schuß aus ihrem Gewehre zu Boden gestreckt hatte. Man ließ der armen Frau alle mögliche Sorgfalt angedeihen und brachte sie wieder zum Bewußtsein. Die Wunden der todesmüthigen Frau sind schwere, aber man hofft, sie zu retten.

(Siebende Fürsorge für werthe Angehörige,) welche an Lungentuberculose oder Halsleiden erkrankt, bestimmt deren treue Pfleger, ihnen die Sodener Mineral-Pastillen (erhältlich in allen Apotheken zu 66 kr. per Schachtel) zugänglich zu machen. Die Wirkung dieser in lauwarmem Wasser aufzulösenden Pastillen ist eine wahrhaft vorzügliche. Altem. Bromberg, den 2. März 1887. Es gereicht mir zum Vergnügen Ihnen mitzutheilen, daß Ihre Sodener Mineral-Pastillen ein ganz vorzügliches Heilmittel für alle Affectionen der Lunge und des Halses sind. Da sie ebenfalls ein Präservativ gegen Erkältung sind, so veräume ich bei rauhem Wetter nicht, täglich einige davon zu nehmen; aber auch bei Magenleiden (schlechter Verdaulichkeit) haben sie ihre Wirksamkeit nach kurzem Gebrauch bewiesen. Achtungsvoll ges. Georg Thies, Schauspieler am Stadttheater. — Welch bedauerlicher Aufnahme sich die genannten Pastillen erfreuen, beweist die hohe Absatzzahl von 200,000 Schachteln während 2 Monaten in den Gebieten des deutschen Reichs.

(Folgende Deal-Anecdote) erzählt Frau Beniczy-Bajza in der „W. A. Z.“: „Lieber Freund sprach Deal zu einem Officier sehr freundlich, daß Du Talant zum Kästchleiben? Ich schmeigle mir wenigstens damit.“ — begann Deal, sich in seinem Divan, welcher jetzt im Nationalmuseum als Reliquie bewahrt wird, zurücklehnd. — „Napoleon I. besuchte einmal in Paris das Veteranen-Kloster und ließ sich mit einem einarmigen Soldaten in ein Gespräch ein.“ „Wo verloren Sie Ihren Arm?“ fragte er ihn. „Bei Waterloo, Sir.“ „Nicht wahr, Sie stuzen jetzt dem Kaiser und dem Vaterlande, wenn Sie Ihren verkrüppelten Arm betrachten?“ fragte der Kaiser weiter. „Nein, Sir“, erwiderte begeistert der Veteran. „Für meinen Kaiser und für mein Vaterland gäbe ich ohne Bedenken auch den zweiten Arm hin.“ „Das glaube ich nicht!“, sprach der Kaiser und ging weiter, aber in demselben Momente riß der alte Soldat einen nachhängenden Säbel aus der Scheide und hieb sich damit den zweiten Arm ab. Deal schwieg nun, zog die mächtigen Brauen ein wenig zusammen und bestete seinen durchdringenden Blick auf den Abgeordneten, der sich vor Staunen kaum zu fassen wußte. Ich lächelte leise. „Was sagst Du dazu?“ fragte Deal. „Eine großartige That! Ein außerordentlicher Charakter!“ rief der Abgeordnete. „Nur daß die Geschichte einen Fehler hat!“ lachte ich nun laut. „Ei, und der wäre?“ rief Deal neidend. „Daß sie unaussprechbar ist, denn womit hätte der einarmige Soldat seinen zweiten Arm abgehauen?“ Der Abgeordnete verließ rasch seinen Platz, sein Gesicht war flammend roth geworden, er nahm seinen Hut und ging. . . Lange, nachdem er weggegangen, lachten wir noch über ihn.

(Officier und Sänger.) Von dem in Berlin gestorbenen Kammerlänger v. Witt wird nachfolgende interessante Episode mitgeteilt: An einem Novemberabende des Jahres 1865 hatte ein junger Lieutenant die Wache an der Porta Nuova in Verona. Der Wachcommandant und drei seiner Kameraden saßen in der behaglich erwärmten Stube und sprachen einer dampfenden Punschbowl herzhaft zu. Da machte plötzlich der eine Officier die Bemerkung, wie schön es wäre, jetzt in der Ferne ein heimatliches Lied zu hören und vereint mit den Anderen beizurufen. Sie den Kameraden, der als tüchtiger Sänger galt, ein Lied zum Besten zu geben. Anfangs zögerte derselbe mit dem Hinweis auf den gestrigen Oberst, der eher Alles dulde, als Gesang auf der Wache. „Ah das“, tröstete die Kameraden, „der Herr Oberst sitzt bei seiner bekannten Whispartie, der Major kommt erst nach dem Theater, wir haben nichts zu fürchten. Nur frisch drauf los singen.“ Nun ließ sich der Lieutenant nicht lange mehr bitten und bald erklang das „Ständchen“ von Schubert, von seinem herrlichen Tenor meisterhaft gesungen, durch das Gemach. Die Officiere lauften mit gespannter Aufmerksamkeit und Niemand bemerkte den Herrn Oberst, der mittlerweile eingetreten war und mit finsterner Miene den jungen Sänger betrachtete. Als derselbe geendet hatte, trat er auf ihn zu und sagte: „Ich dicke Ihnen drei Tage Stubenarrest, Herr Lieutenant; die Wache ist keine Singstube, und wenn Sie durchaus singen wollen, dann gehen Sie unter die Komödianten und auf's Theater.“ Klirrenden Schrittes entfernte sich der Oberst, die Officiere in gebückter Stimmung zurücklassend. In einer „Kofengrin“-Vorstellung im Dresdener Hoftheater, sah mehrere Tage später ein älterer Herr, dessen Äußeres, obwohl er Civilkleidung trug, den Militär nicht verkennen ließ und applaudirte lebhaft dem Träger der Hauptrolle. Von dem Gesänge des Künstlers hingerissen, wandte sich der Herr an seinen Logennachbar, stellte sich ihm als der kaiserlich österreichische General v. Mondel (später General-Adjutant des Kaisers) vor und befragte ihn, ob es nicht möglich sei, den Künstler persönlich zu sprechen. „Nichts leichter als das“, entgegnete der Fremde. Mein Name ist Dr. M. und ich zähle zu den Freunden des mit Recht beliebten Sängers. Wenn es dem Herrn General genehm ist, mich nach der Vorstellung in Schül's Weinstube zu geleiten, werde ich es mir zur Ehre rechnen, Sie mit Herrn v. Witt bekannt zu machen.“ Gesagt, gethan. Raum waren die beiden Herren in der Weinstube angelangt, fand sich auch v. Witt daleast ein und General v. Mondel benützte die Gelegenheit, um dem Künstler seine Bewunderung über dessen herrliche Leistung auszusprechen. Als er geendet, verbeugte sich derselbe mit seinem Säbel und entgegnete: „Sie sind zu gütig, Herr General, denn wenn es mir gelungen ist, Künstler zu werden, so verdanke ich es nur — Ihnen.“ „Mir? Ich

sehe Sie doch heute zum ersten Mal.“ „Nicht doch, Herr General. Sie haben mir, als ich als Lieutenant an der Porta Nuova in Verona Wache hielt, drei Tage Stubenarrest und sagten mir: Wenn Sie schon durchaus singen wollen, so gehen Sie unter die Komödianten und auf's Theater. Ich habe diesen Rath treulich befolgt und freue mich, Ihnen heute dafür danken können.“ — „Aber Ihr Name?“ — „Den habe ich allerdings geändert, Herr General, ich heiße eigentlich Joseph Fillel Eder von Wittlinghausen und nur am Theater nenne ich mich — v. Witt.“ Man kann sich die Freude des Generals denken, als er seinen alten Lieutenant von Fillel erkannte. Er zog sich mit einer guten Bemerkung aus der Affaire, indem er sagte: „Also sehen Sie, lieber Herr v. Witt, was ich für ein Talent-Erbecker bin — hatte ich nicht Recht, als ich Ihnen sagte, Sie gehören ins Theater und daß ich Ihnen zur Schonung Ihrer Stimme drei Tage Stubenarrest dicke?“

(Sprachenverwirrung.) Aus Götter schreibt man: Der Baumwollwaaren-Fabrikant Arthur Wolf hatte vor ungefähr zwanzig Jahren eine hübsche Wienerin geheiratet mit der er in glücklichster Ehe lebte. Die junge Frau fand niemals Gelegenheit, in ihrer Muttersprache zu reden, in ihrem Hause, mit dem Gatten und den Kindern wurde stets in englischer Sprache verkehrt. Vor einigen Wochen erhielt Mrs. Wolf die Anzeige, daß ein alter, unverheirateter Bruder ihrer Mutter sie besuchen werde. Der alte Herr entspraß mit all' seinen Qualitäten vollkommen dem Ideal eines Erbkonigs und man beschloß daher, ihm den allerwärmsten Empfang zu Theil werden zu lassen. Bald nach der Ankunft des Onkels fiel sein Namenstag (er heißt Regimius) und zu dieser Gelegenheit wurde als besonders sinnige Ueberreicherung der Entschluß gefaßt ihm die achtjährige Großnichte Mary einen Glückwunsch in deutscher Sprache herzusagen solle. Mrs. Wolf selbst war fortwährend beschäftigt, in der Küche die Lieblings Speisen des Onkels herzustellen, so kaufte der Hausherr in einer Buchhandlung ein deutsches Complimentirbuch und ertheilte der Gouvernante der Kinder einer hübschen Schweizerin, die recht gut deutsch zu lesen verstand, den Auftrag, der Kleinen den Wunsch einzulernen. Am Abend des 1. d. sah die Familie beim Nachtessen, da trat die liebliche Mary mit einem Knize auf den Großonkel zu und begann mit lauter Stimme wie folgt: „Heute in der unseligen Stunde haben wir Deinen theuren Leib der Erde anvertraut; Dein Tod.“ . . . Weiter ließ man das Kind nicht sprechen, der alte Herr erbleichte bei diesen schaurigen Worten und stürzte aus dem Zimmer. Die Erhebungen ergaben, daß das Fräulein die bestimmte Gratulation zu lange gefunden habe, die arglos weiter blätterte und so an die Grabstühle gelangte. Um den Onkel die denkbar möglichste Satisfaction zu geben, wurde die Gouvernante am nächsten Morgen entlassen und die Frau verweigerte ihr sogar die übliche Entschädigung wegen des Unglücks, das sie herbeigeführt. Die Erzieherin ging zu Gericht, woselbst auf ihre Klage Mrs. Wolf sofort herbeigeholt wurde, die Französin sagt: „Das Einlernen war nur eine Güte von mir. Madame wußte, daß ich nur deutsch lesen kann, es aber nicht verstehe, und hätte sich nicht an mich wenden sollen.“ Mrs. Wolf, der es gelungen, den erbitterten Onkel zu besänftigen, sagte geistreich: „Ich brauche keine Entschädigung zu zahlen; wenn Sie wollen, können Sie wieder zu mir zurückkehren, die Grabrede sei Ihnen verziehen.“ Beschämt entfielen sich die beiden Frauen.

(Ueber ein „gewaltiges“ Kartenkunststück.) Das jüngst der Kaiser von Rußland einem deutschen Zauberkünstler vorgebracht hat, berichtet man, wie folgt: Wie bekannt, gebietet der Selbstherrscher aller Reußen über eine nicht gewöhnliche Körperkraft. Davon hat er kürzlich auf Schloß Fredensborg einen neuen Beweis geliefert. Ein deutscher Prestidigitateur, Namens Löwe, unterhielt die Gäste mit seinen hübsch ausgeführten Kunststücken und zeigte namentlich in der Behandlung der Karten eine große Fertigkeit. Als derselbe seine Vorstellung beendet hatte, sagte der Kaiser zu ihm, daß auch er ein Kartenkunststück auszuführen wisse, welches Löwe ihm schwerlich werde nachmachen können. Der Czär nahm ein neues, aus 52 Karten bestehendes Spiel in die Hand und riß daselbe mit einem raschen Griff mitten durch. — Dies Kunststück dürfte allerdings nur von Wenigen nachgemacht werden können.

(Gefährliche Zierpflanzen.) Eine merkwürdige und noch nicht ganz aufgeklärte Ansteckungs-Geschichte, das heißt Uebertragung von giftigem Krankheitsstoff durch Zierpflanzen, beobachtet in Petersburg nicht wenig. Dort feierte vor einiger Zeit in einer sogenannten Kochmeierei ein junges Paar seine Hochzeit. Tags darauf erkrankte die Neudermählte sehr heftig und die Aerzte constatirten einen schweren Typhusfall. Erst nach langem Krankenlager erfolgte die glückliche Genesung. Währenddem hatte sich herausgestellt, daß das Blumenmagazin, welches die Ausschmückung des Hochzeitssaales übernommen, dabei dieselben Zierpflanzen, Zierbüsche und Sträucher benützt hatte, die kurz zuvor bei der Beertragung einer am Typhus verstorbenen Persönlichkeit verwendet worden waren. Die junge Frau hatte nun einen Blüthenzweig von einem dieser Sträucher abgerissen, an ihren Busen gesteckt und sich angeblich hiebei mit dem giftigen Krankheitsstoff inficirt.

(Ein Methusalem.) In Skutari (bei Konstantinopel) starb am vergangenen Dienstag der pensionirte Artillerie-Major Mithapha im Alter von 110 Jahren. Derselbe war als Jüngling von sechzehn Jahren in die türkische Armee eingetreten, in der er dann bis zum jüngsten russisch-türkischen Kriege verblieb. Sein Körper war über und über mit Wunden bedekt.

(Aus der Kinderstube.) Der Onkel: Sag einmal, Pepel, was sagst Du dem Deiner Mama, wenn sie Dir ein Stück Kuchen gibt? — Pepel: No!

(Gut beobachtet.) Zwei Pensionärsfreundinnen begegnen sich zum ersten Mal nach langer Trennung. Die Eine fragt: „Was macht dein Papa?“ — „Alles, was Mama will“, lautet die Antwort.

(Antiquität.) Hausherr: Sehen Sie, lieber Freund, dieser Krug hier ist schon 300 Jahre alt. — Gast (betrachtet die Antiquität): „So! . . . Ja, aber auf der Außenseite ist ja die Schlacht bei Leipzig und das Porträt Bismarck's eingebrannt.“ — Hausherr: „Die Sache verhält sich so. Mein Großvater zerbrach den Krug und da ließ ich an den alten Deckel einen neuen Krug machen, und da mein Vater den Deckel ruinirt hat, so habe ich an den alten Krug einen neuen Deckel machen lassen.“

(Neue Sängerkrankheit.) A.: Was macht denn der Sänger dort für einen Scandal? — B.: „D, der leidet an Kra-Kra-Kra-Kopf-Krankheit.“

(Die langen Prozesse.) Advocat: „Wenn Du nicht gleich brav bist, dann werd' ich kurzen Proceß mit Dir machen!“ — Spöhnchen: „Aber, Papa, das wär' ja ganz gegen Deine Gewohnheit?“

(Durch die Blume.) Dichter: „Sie lehnen mein Stück ab, Herr Director?“ — Director: „Ja, aber nur aus technischen Gründen. Es könnte nach den ersten Scenen ein lebensgefährliches Gedränge in den Garderoben entstehen.“

(In der Sommerfrische.) Tourist: „Was habe ich zu bezahlen?“ — Kutscher: „Zehn Gulden, Euer Gnaden.“ — Tourist: „Aber das ist unerschäm! Wädecker sagt, die Fahrt koste nur 6 Gulden 50 kr.“ — Kutscher: „Na, da lassen sich Eure Gnaden doch's nächste Mal von Wädecker'n fahren!“

Theater.

Hermannstadt, 10. October.

Gestern Nachmittag gehörte das Theater der „kleinen Welt“, die sich recht zahlreich eingefunden hatte, um E. A. Hörner's Märchen „Schneewittchen und die sieben Zwerge“, dargestellt von diesen Kindern und einstudirt und in Scene gesetzt von Fr. Marietta Gröbl, anzuschauen und zu bewundern. War das ein Jubeln, Jauchzen und Händeklatschen!

Der Vorhang mußte nach jedem der fünf Bilder mehrere Male gehoben werden; da gab's keine Ruhe, bis nicht der schöne Prinz (Fr. Marietta), das mit schneidiger Sicherheit und festsstem Ernste selbst bewußt und unverzagt seine Aufgabe lösende Schneewittchen (A. Gröbl), die gleichfalls heimlich auftretende Königin (Ch. Richter) und die anderen Hofdamen und Hofcavaliere vor der Kampe erschienen. Wie denn nicht? In so schöner Ausstattung und mit weniger Streichungen ist „Schneewittchen“ hier noch nicht vorgeführt worden. Es fand aber auch sein dankbares zahlreiches Publicum und wird ein solches hoffentlich auch bei einer Wiederholung finden. Wer wollte seinen Kindern einen solchen Freudentag vorenthalten!

Fr. Marietta kann auf den Erfolg ihrer Mäße, die sie sich mit den kleinen Künstlern gegeben, stolz sein, denn auch die großen Begleiter der Kleinen klatschten ihr Beifall.

Gestern Abend wurde uns die tolle französische Posse „Nouveau“ von Hennequin geboten, die unter dem Titel „Die Rindsfrau“ in acht Wiener Weisen von Herrn F. Zell vertrotzelt worden ist. Was bei den Franzosen eine tolle, geistreiche Pöte in Mabel's Spiel gemessen, hat der bekannte fingerfertige österreichische Textfabrikant in eine plumpe Albernheit, in eine lächerliche Frage verzerrt, die zum Theil beleidigend wirkt. Wir huldigen dem „Castus omnia casta“, allein auch in diesem Punct gilt das „Sunt certi denique fines.“ Hennequin's Hebin war die Amme, das verzärtelte Schooßkind der ganzen Familie, dem Niemand etwas zu Leide thun darf, nur um dem Kinde nicht zu schaden, die Amme, die sich Alles erlauben kann, die nur für den Kleinen sechs Wochen alten Erbprinzen vorhanden sein soll und die die ganze Familie vom Großvater und der Schwiegermutter an bis zur Köchin hinab tyrannisiert. All' die vielleicht etwas cynischen Scherze, die bei der Amme einen Sinn haben, fallen aber bei der Rindsfrau, die ein bereits mehr als einjähriges Kind zu warten hat, weg. Warum soll die Rindsfrau nicht ihren rechtmäßigen Gatten bei sich empfangen? Was kann es dem Sproßling schaden, wenn dieser Mann seine Wärterin küßt? Bei der Amme aber . . . wir müssen auf Hennequin verweisen, der die Antwort auf dieses heikle Fragezeichen gegeben hat. Und die Zuthaten des aufdringlichen Bearbeiters sind geradezu jämmerlich. Couplets, die keine Pointe haben, Wortwize, die ebenso alt, wie fade sind, — kurz, eine breite Bettelsuppe, die man überall besser ausgießen mag, als über einen von Humor und Witz sprudelnden französischen Schwanke, über eine Farce von echt gallischer Vertheid.

Nur durch die geniale Darstellung der Frau Wolf-Selecky gelang es, das led' Jahrzeit in den Fosen eines Erfolges zu retten. Nur Frau Wolf-Selecky mit ihrer ganzen Frohnatur, ihrem anmuthigen Vortrag, ihrer decenten und reizenden Spielweise und mit der herzoginnenden Schelmerei, treuzerzigen Ehrlichkeit konnte nicht nur das Peinliche und Unangenehme dieser Rolle vergessen machen, sondern das Haus zu wiederholten spontanen enthusiastischen Beifallsbezeugungen hinreißen. Nach den durch und durch künstlerisch pointirten Couplet-Vorträgen ward sie fünfmal hintereinander gerufen. — Herr Wallner (Peter Gruber) spielte mit vielem Humor und war von sehr drastischer Wirkung; auch er und Herr Hopp als Operettenfex und nie alterm mollen der großväterlicher Don Juan ernteten mehrmals Beifall; die übrigen Rollen fordern zu keiner Besprechung heraus.

Original-Telegramme.

Kaposvar, 10. October. (Ung. T.-G.-B.) Die Congregation des Comitats verhandelte in stürmischer Sitzung die bekannte Affaire betreffs der Veröffentlichung des vertraulichen Schreibens des Obergepans an den Minister des Innern und votirte dem Obergepan mit 232 Stimmen gegen 14 Vertrauen.

Leipzig, 10. October. (Ung. T.-G.-B.) Journalist Rede wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Fremdenliste

vom 10. October.

Hotel Reutirer. Blau, Dettl, Kaufleute, von Wien; Lazar, Grundbesitzer; Gorbath, Forstath, von Mühlbach.  
Hotel Belker. Georg Batofsky, Hotelier, von Mebiash; Sam. Köstler, Kaufmann, von Eszth-Regen.  
Hotel Habermann. Heinrich Kronstein, Kellner, von Bersek.

Correspondenz der Redaction. Von 1/6 Uhr Abends bis zum nächsten Morgen ist das Sechsheb-Abendblatt der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ das einzige in Wien gelese Blatt; es wird daher auch von Inserenten mit Vorliebe benützt.

Stadt-Theater in Hermannstadt.

Direction: Wolf.

6. Vorstellung Dienstag den 11. October: im III. Abonnement

Der schwarze Schleier.

Sensations-Romdie in 4 Acten von Oscar Blumenthal.

Budapester telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

vom 10. October 1887.

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like Ung. Goldrente 97.50, Ung. Silberrente 97.50, Ung. 5-procentige Papierrente 86.15, Ung. Eisenbahn-Anlehen 149.25, etc.

Wiener telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

vom 10. October 1887.

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like Ung. Goldrente 99.80, Ung. Silberrente 86.15, Ung. Eisenbahn-Anlehen 149.25, etc.

